ROSWITHA GRUBER

Flucht aus dem Kloster

Roman nach einer wahren Begebenheit

BRUNNEN

Roswitha Gruber

Flucht aus dem Kloster

Roman nach einer wahren Begebenheit

BRUNNEN
Verlag GmbH · Giessen

Für Marlies Lichter

© 2025 Brunnen Verlag GmbH, Gießen
www.brunnen-verlag.de; info@brunnen-verlag.de
Die Nutzung von Bild-, Sprach- und Textdaten für sog. KI-Trainings und ähnliche Zwecke ist nur nach vorheriger schriftlicher Genehmigung erlaubt.
Umschlagfoto: stock.adobe.com
Umschlaggestaltung: Jonathan Maul
Satz: Brunnen Verlag GmbH
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN Buch 978-3-7655-4397-5
ISBN E-Book 978-3-7655-7760-4

Erstes Kapitel

Auf der Wochenstation des lrminenstiftes zu Trier ging die Säuglingsschwester Annunciata eiligen Schrittes von einem Zimmer zum andern. Aus jedem kam sie mit einem kleinen weißen Bündel heraus. Auf dem langen Flur stand ein fahrbares Gestell. Dort legte sie ihre Pakete wie frisch gebackene Brote nebeneinander ab. Dann schob sie die kostbare Fracht ein Stück weiter.

Wieder betrat sie ein Vierbettzimmer. In diesem hielten aber nur drei Frauen einen satten zufriedenen Säugling im Arm. Die Bäuerin Theres Winkler hatte ihre Entbindung noch vor sich. Da es ein heißer Augusttag war, standen die Fenster weit offen.

In dem Augenblick, als sich die Schwester der ersten Mutter zuwandte, um ihr das Kind abzunehmen, ertönte ein dünnes Läuten wie von einer fernen kleinen Glocke. Erschrocken hielt die Schwester in ihrer Bewegung inne.

„O nein!“, stieß sie hervor, ließ den Säugling Säugling sein und strebte in Richtung Tür.

„Schwester, was bedeutet das?“, rief ihr die junge Mutter – nun ebenfalls erschrocken – nach. Auch den anderen Frauen stand diese bange Frage im Gesicht.

„Das ist das Glöckchen vom Petrisberg“, rief die Schwes-

ter von der Tür zurück, die Klinke schon in der Hand. „Ich muss sofort in der Küche Bescheid sagen, dass die etwas hinauschicken."

Schon war sie draußen und lief mit wehendem Schleier über den Gang.

„Wissen Sie, was das bedeutet?", wandte sich die Frau, die gefragt hatte, an ihre Zimmergefährtinnen.

„Ich habe keine Ahnung", antwortete die Frau vom Bett gegenüber. „Ich bin nicht aus Trier."

„Ich auch nicht", bekannte Frau Winkler.

„Es muss etwas passiert sein", mutmaßte die erste Frau.

„Sonst wäre die Schwester nicht so kopflos davongerannt."

„Ich wohne bereits seit zwei Jahren in Trier", gestand nun die vierte Wöchnerin. „Aber diese Glocke habe ich noch nie gehört."

Eigentlich hätten es die jungen Mütter genießen müssen, ihre pausbäckigen Kinder länger als üblich im Arm halten zu dürfen. Aber dazu waren sie nicht in der Verfassung. Voller Unruhe starrten sie auf die Tür und erwarteten die Rückkehr der Schwester.

Kaum hatte diese, noch völlig außer Atem, das Zimmer betreten, wurde sie von allen Seiten bestürmt.

„Was ist los?"

„Was bedeutet das Läuten?"

„Wieso sind Sie in die Küche gerannt?"

„Was ist mit dem Petrisberg?"

„Bitte etwas Geduld, meine Damen", japste die Schwester.

„Sie sollen Ihre Erklärung bekommen. Aber erst müssen

die Kinder ins Säuglingszimmer. Wenn alle wieder in ihren Bettchen liegen, komme ich zurück."

Sie hielt ihr Versprechen. Mit gespannten Gesichtern lauschten die vier Frauen den Worten der Säuglingsschwester: „Auf dem Petrisberg befindet sich seit 1921 ein Kloster des Klarissenordens. Das ist ein sehr strenger, beschaulicher Orden. Die Schwestern sehen den Sinn ihres Lebens darin, Gott zu loben und zu verherrlichen sowie für die Anliegen und Nöte ihrer Mitmenschen zu beten. Die Klarissen leben äußerst arm und bescheiden. Um das Kloster herum haben sie ein paar Felder, auf denen sie Obst und Gemüse anbauen. Im Übrigen sind sie auf Spenden aus der Bevölkerung angewiesen. Das war bisher kein Problem. Sie durften regelmäßig ihre Wohltäter besuchen und sich Gaben erbitten. Manchmal waren das Lebensmittel, meist aber Geld, was ihnen die Leute zusteckten. Damit konnten sich die Schwestern dann alles Notwendige kaufen. Mit der Spende gab man den Schwestern auch seine Sorgen mit auf den Weg. Viele Leute pflegten auch, wenn sie in Not und Bedrängnis waren, zum Kloster hinaufzupilgern. Keiner aber kam hinauf, ohne den Schwestern Geld oder Nahrungsmittel zu überreichen. Daher hatten die Schwestern immer genug zum Leben." Schwester Annunciatas kurze Verschnaufpause nutzte eine der atemlos lauschenden Frauen zu der Frage: „Sie haben gesagt, bisher war das so. Heißt das, das ist jetzt nicht mehr so? Und warum ist es nicht mehr so?"

„Ja, ja", seufzte die Schwester. Dabei überlegte sie sich eine vorsichtige Formulierung. Man musste ja so aufpassen in dieser Zeit, damit einem niemand etwas anhaben

konnte: „Seit einiger Zeit existieren in unserem Land neue Gesetze. Die verbieten den Schwestern die sogenannten Bettelgänge. Darüber hinaus trauen sich auch kaum noch Pilger zum Kloster hinauf. Die meisten haben Angst, sie könnten gesehen und angezeigt werden. Das könnte sich ungünstig auf ihre Familie oder die berufliche Laufbahn auswirken. Daher wird es ganz schön knapp da oben. Dass es aber so schlimm um die Schwestern steht, hätte ich nicht gedacht. Denn erst, wenn sie seit drei Tagen nichts mehr zu essen haben, dürfen sie das Hungerglöcklein läuten."

„Das ist ja entsetzlich", äußerte sich eine der Frauen.

„O nein, die armen Schwestern!", seufzte Theres.

„Weiß denn jeder in Trier, was es bedeutet, wenn diese Glocke läutet?", erkundigte sich eine andere.

„Das wissen sicher nicht alle", antwortete Schwester Annunciata. „Aber ihren vielen treuen Anhängern ist das bekannt und auch allen anderen Ordensschwestern. Als ich vorhin in die Küche stürzte, kamen von allen Seiten meine Mitschwestern gerannt. Sie hatten das Läuten ebenfalls vernommen. Wir haben sofort veranlasst, dass ein Korb Lebensmittel hinaufgebracht wird."

Das Schicksal der Nonnen rührte die Wöchnerinnen derart, dass sie ebenfalls helfen wollten. Spontan entnahm jede der drei jungen Mütter fünf Mark aus ihrem Portemonnaie. Diese überreichten sie der Schwester mit der Bitte, sie möge das Geld mit den Lebensmitteln auf den Petrisberg schicken. Theres hatte – zu ihrem größten Bedauern – kein Geld bei sich. Sie wollte aber auch ihr Scherflein beitragen. Deshalb kündigte sie, zur Schwester

gewandt, an: „Sobald mein Mann mich besucht, sage ich ihm, er soll beim nächsten Besuch Butter, Eier und Speck für die Klarissen mitbringen." Frau Winkler war, erst kurz bevor die Säuglinge zum Stillen ausgeteilt worden waren, ins Wöchnerinnenheim eingeliefert worden. So hatte man noch gar keine Zeit gehabt, sich miteinander bekannt zu machen.

Nachdem die Säuglingsschwester das Zimmer wieder verlassen hatte, hielt es Theres für angebracht, sich ihren Zimmergenossinnen vorzustellen. Sie komme von einem großen Bauernhof in der Eifel, sagte sie. Ihre ersten zwölf Kinder habe sie zu Hause zur Welt gebracht. Dabei habe es keine Probleme gegeben. Diesmal aber – meinte ihre Hebamme – gäbe es Probleme, es sei eine Querlage.

„Lange Zeit hatte die Hebamme gehofft, das Kind würde sich noch drehen. Es wollte aber nicht. Deshalb hat mich die Hebamme hergeschickt. Es sei besser, dass ich schon im Krankenhaus sei, wenn die Wehen losgehen. Da könne man mir gleich richtig helfen."

„Da hat Ihre Hebamme recht", stimmte eine der Mütter zu.

„Die haben hier doch ganz andere Möglichkeiten."

„Das glaube ich ja auch. Deshalb bin ich auch gleich nach Trier gefahren, statt in unser kleines Krankenhaus zu gehen. Trotzdem habe ich Angst. Ich wäre froh, wenn ich es schon überstanden hätte."

Am nächsten Tag, die Säuglinge der drei Bettnachbarinnen waren gerade nach ihrer Mittagsmahlzeit abgeholt worden, erschien Matthes Winkler am Bett seiner Frau. Er war ein großer kräftiger Mann von etwa fünfzig

Jahren mit einem wettergebräunten Gesicht und noch vollem mittelblondem Haar. Ihm war die Besorgnis um seine Frau nicht nur anzusehen, auch aus jedem seiner Worte hörte man sie heraus:

„Theres, hoffentlich geht alles gut! Was sollte ich ohne dich auf dem Hof machen? Wer sollte sich um die Kinder kümmern? Wir brauchen dich doch alle so notwendig." Seine Worte taten ihr gut und nahmen ihr etwas von ihrer eigenen Besorgnis. Ja, sie bekam das Gefühl, die Tapfere, die Starke spielen zu müssen, um ihn zu beruhigen. Deshalb erzählte sie ihm ausführlich, was sie gestern über die Schwestern auf dem Petrisberg erfahren hatte.

Zum Schluss beschwor sie ihn regelrecht: „Matthes, du musst morgen wieder nach Trier kommen. Dann bringst du eine Welle Butter mit, einen Schinken, ein Brot und ein Dutzend Eier. Damit steigst du hinauf zum Kloster Sankt Klara und gibst die Sachen an der Pforte ab. Dabei bittest du die Schwestern, sie sollen ganz fest für mich beten, damit alles gut geht mit mir und dem Kind."

Matthes versprach ihr, diesen Auftrag gewissenhaft auszuführen. Ja, er freute sich sogar, dass er etwas für sie tun konnte. In der Tat sah der gläubige Mann in dieser Handlung eine Gewähr für eine glückliche Entbindung.

Nachdem Matthes gegangen war, wirkte Theres für kurze Zeit erleichtert. Die folgende Untersuchung durch den Gynäkologen stürzte sie jedoch erneut in Sorge. Er hatte ihr eröffnet, dass keine normale Entbindung zu erwarten sei. Es müsse ein Kaiserschnitt gemacht werden. Vor dieser Operation hatte die Frau eine wahnsinnige Angst. Deshalb konnte sie am Abend lange nicht einschlafen.

Unablässig betete sie, Gott möge sie doch nicht sterben lassen; ihre Kinder brauchten sie doch; ihr Mann brauche sie; der Hof brauche sie.

Schließlich betete Theres noch inbrünstig: „Hilf mir, dass alles gut geht! Lass mich diese Entbindung gut überstehen! Wenn ich überlebe und das Kind gesund zur Welt kommt, will ich wieder eine anständige Lebensmittelsendung ins Klarissenkloster schicken. Ich will auch selbst immer wieder zum Kloster hinaufsteigen und den armen Schwestern etwas bringen."

Aber auch dieses Versprechen verschaffte ihr nicht die ersehnte Ruhe.

Auf einmal hatte sie eine Art Eingebung. Aus tiefstem Innern drängten sich Worte auf ihre Lippen, die sie lautlos bewegte: „Lieber Gott, für den Fall, dass alles gut geht, gelobe ich Folgendes: Sollte dieses Kind ein Mädchen sein, so werde ich es dir weihen und schenken. Vom ersten Tag seines Lebens an werde ich es für das Kloster Sankt Klara erziehen. Und wenn es alt genug ist, werde ich es eigenhändig hinaufführen und an der Klosterpforte abgeben. Bitte, lieber Gott, nimm dieses Opfer an von mir und lass mich am Leben!" Nach diesem Gelübde fühlte Theres sich auf wunderbare Weise erleichtert. Eine große Ruhe strömte in ihr Herz, und sie konnte endlich einschlafen.

Als ihr Mann am nächsten Tag erschien, fragte sie ihn sogleich, ob er im Kloster Sankt Klara gewesen sei. Er berichtete, dass er die von ihr gewünschten Lebensmittel dort abgegeben habe nebst der Bitte, man möge für eine glückliche Entbindung beten. Dafür dankte ihm Theres. Dann vertraute sie ihm ganz leise an, was sie Gott ver-

sprochen hatte. Da drückte er ihr zustimmend die Hand und sagte: „Das war recht, Theres. Jetzt wird sicher alles gut werden."

Es wurde tatsächlich alles gut. Nach der Operation ging es Frau Winkler zwar noch einige Tage sehr schlecht – sie litt unter starken Schmerzen und einem brennenden Durstgefühl –, aber sie lebte. Und sie würde gesund werden. Sie hatte eine schöne gesunde Tochter zur Welt gebracht und dankte Gott von ganzem Herzen.

Das Kind erhielt den Namen Klara Maria. Als am ersten September der Zweite Weltkrieg ausbrach, war die Wöchnerin wieder so weit hergestellt, dass man sie nach Hause entlassen konnte.

Die kleine Klara oder Klärchen, wie man sie liebevoll nannte, wurde von den Geschwistern herzlich aufgenommen. Und Theres war nach einigen Tagen der Schonung wieder ganz die Alte. Sie führte wieder ihr strenges Regiment, wie das bei dreizehn Kindern notwendig war, und alles lief wie am Schnürchen.

Der Vater war eher der stille, der zurückhaltende Typ. Er erledigte seine Arbeiten auf Feld und Flur, wie sich das gehörte, sowie im Stall. In die Kindererziehung mischte er sich nicht ein und auch nicht in die Finanzen. Er war überzeugt davon, dass seine Theres das alles richtig machte.

Die Freude über ihre gesunde Rückkehr und die Ankunft der kleinen Klara wurden jedoch bald durch den Krieg überschattet. Zwar bekam man in diesem abgeschiedenen Eifelhochtal nicht eigentlich etwas vom Kriegsgeschehen mit. Kaum aber waren die Kartoffeln und Rüben eingebracht, wurde der gerade neunzehnjährige Matthias

eingezogen. Ein halbes Jahr später kam die knappe Mitteilung, er sei für Volk und Vaterland auf dem Felde der Ehre in Frankreich gefallen.

In ihrem Schmerz trösteten die Eltern sich damit, dass ihre beiden folgenden Kinder Töchter waren und somit vom Kriegsdienst verschont blieben. Bis der nachfolgende Sohn alt genug dazu sei, war der Krieg sicherlich aus. Das war jedoch ein Irrtum. 1944 wurde Klaus eingezogen, kurz vor seinem neunzehnten Geburtstag. Er fiel wenige Monate später in Italien.

Zu Beginn des Jahres 1945 wurde sogar noch der siebzehnjährige Peter zu den Waffen gerufen. Er kam nur deshalb mit dem Leben davon, weil er bei seinem ersten Fronteinsatz so schwer verwundet wurde, dass er den Rest des Krieges im Lazarett verbringen musste.

Als am achten Mai 1945 die Waffen endlich schwiegen, hatte wohl jede Familie in Deutschland dem Krieg mehr oder weniger seinen Tribut gezollt. Die Leiden für den Großteil der Bevölkerung waren jedoch noch nicht vorüber. Viele Menschen waren obdachlos und fast alle mussten hungern. Theres und Matthes waren sich dessen bewusst, dass sie es bei allem noch gut getroffen hatten, wenn man davon absah, dass zwei ihrer Söhne gefallen waren und einer als vermisst galt.

Aber ihr Hof war heil geblieben. Sie hatten gesundes Vieh im Stall, und die älteren Töchter waren geschickt und kräftig genug, um mit dem Vater die Felder zu bestellen. So hatten sie immer genug zu essen trotz der hohen Abgaben, die sie zuerst der Naziregierung und später den Militärbehörden leisten mussten. Es war immer mög-

lich, ein Schwein schwarz zu schlachten und mehr Eier aus dem Nest zu nehmen, als angegeben wurden.

Über all diesen Sorgen und Nöten hatte Theres ihr Gott gegebenes Versprechen nicht vergessen. Schon frühzeitig betete sie mit der kleinen Klara und erzählte ihr von Gottes Liebe.